



Feierabend



Begegnung nach dem Kriege.

Nach einer Skizze von Guido Milanesi.

Kälte, Schnee und Regen hatten ihn, der unlängst aus seiner Heimat hierher gekommen, von den dunklen, unfreundlichen Straßen der Hauptstadt vertrieben. In den zu ebener Erde gelegenen Saal des Hotels hatte er sich geflüchtet, wo, obgleich es erst vier Uhr war, das elektrische Licht wie in einer ununterbrochenen Nacht brannte. Auf der bunten Marmorimitation der Wände, auf dem an der Decke verschwendereten Gold, glitzerten theatralische Lichtwirkungen; an der Seite befand sich ein Orchester neben einer Galerie, von welcher eine Treppe zu einer Art Basilika führte, die man zu Ehren der Göttin der Ernährung errichtet hatte. Man hörte Puccini im Verein mit einer Musik, die von den Rothhäuten oder aus dem Innern Argentiniens stammte.

Der einsame Gast rauchte Zigaretten; vor ihm stand ein farlastig als Mokka bezeichnetes Kaffeesurrogat und eine weiße Flüssigkeit, welche — o Ironie! — Milch bedeuten sollte. Die immer gleiche und doch stets sich wandelnde Szene dieses Menschenmeeres fesselte den Fremden.

Es war nicht schwer zu murmaßen, aus welchen Elementen die Mehrzahl dieser Menge, die sich einer sogenannten mondänen Zerstreuung hingab, sich zusammensetzte. Man sah aus Amerika zurückgekehrte Deutsche, die auf Kosten der in einen Abgrund verfunkenen Mark ein vergnügtes Dasein führten; hier und da amüsierten sich Schieber überlaut, sie schienen sich in ihrem unbestrittenen Dominium zu befinden, froh darüber, daß ihnen Spekulationen während des Todeskampfes der deutschen Mark gegolten waren. Es fehlten auch die schimmernden Sterne von Damen nicht, deren weitgeöffnete Augen von unendlich schönen Verheißungen und winzigen Atropineinräuselungen zeugten; sie warteten auf den ersten, sie fixierten den Blick, der in einem stimmigen Gespräch arithmetischer Natur sich an sie wendete. Auch die Aristokratie war vertreten; in den minder beleuchteten Ecken sahen Repräsentanten vornehmer Abkunft; sie waren gekommen, um eine Stunde Freude nach dreißigwanzig Stunden finsterner Entfugung zu genießen, in düsterem Schweigen verharrten sie, vielleicht hatte mancher schon eine schadhafte Stelle an seinen gutgepflegten Schuhen entdeckt.

Auch Spuren des Krieges mangelten nicht.

Mit einer Binde über dem Auge hinkte ein Kellner vorbei; zwei an einen Stuhl geklebte Krüden redeten gleichfalls eine deutliche Sprache.

Ein paar Krüden! Ihr Besitzer sah nahe dem Gast, im Umkreis der Stühle deselben Tisches. Er sah den Mann an. Ein blaffer, blon-

der ab, um das stets wechselnde Bild zu genießen; sie glichen zwei Inseln des Schweigens in einem Ozean von Stimmen.

Aber plötzlich geriet der Krüppel in Bewegung. An den Tischen vorbei drängte sich ein Herr auf ihn zu, mit der Hast eines Menschen, der einen langen nicht gesehenen Freund findet.

Der mechanisch Zeitung durchblätternde Italiener beobachtete die herzliche Begrüßung, die zwischen den beiden stattfand.

Der Stoff des zwischen seinen Nachbarn sich entwickelnden Gesprächs weckte bald sein Interesse; er las nur scheinbar, um unauffälliger zuhören zu können.

Die beiden hatten sich seit 1917 nicht mehr gesehen; seit der Zeit, wo der später Gefommene ein deutsches Unterseeboot besetzte, während der Verstummelte der österreichischen Marine angehörte.

Der Italiener vernahm die Fragen: „Was führt dich nach Berlin?“

„Bei welchem Kampfe wurdest du verwundet?“

Ein graufiges Lächeln mit dem entstellten Kiefer ging der Beantwortung der Fragen voraus. Der Krüppel reifte über Berlin nach Hamburg, um in Amerika eine Stellung bei einer Schiffahrtsgesellschaft anzutreten.

An Bord der Novara war es. „Es ist die Art der Blessierten, Zeit und Umstände ihrer Verletzungen auf das genaueste anzugeben. So erzählte der Österreicher: „Es war der Morcen des 28. November 1917...“

Die Zeitung zitterte in den Händen des Zuhörers.

Der Name dieses Schiffes und die Taten!... Eine der Novara voranfahrende Flottille aus sechs Torpedobootszerstörern war im ersten Morgengrauen aufgetaucht, um unsere Küste zu attackieren bei... in einer Einbuchung südlich der Kommandungen — zwischen Porto Primario und den Finimi Uniti“, fuhr der Österreicher fort...

Ironie des Schicksals! Es war kein Zweifel möglich!

Unter seinem Kommando geschah es! Die Lokometer der Batterien tasteten den Raum mit unsichtbaren Händen ab nach den feindlichen Schiffszielen und die Telephone übermittelten längs der Feuerlinie den Befehl, auf die Novara zu halten; es war nichts zu hören als der Rhyth-



„Eine italienische Granate hat mich getroffen...“

der Mensch war es, mit zertrümmerten, unglücklich ersetzten Unterkiefer. Eine starre Grimasse! Vielleicht einer aus den Argonnen, von Verdun, vom Chemin des Dames... Auch er war ein Einsamer, auch er beobachtete die Anwesenden, vielleicht aus keinem anderen Grund, als die durch unseren Organismus bedingte Stunde — die des Eisens — zu erwarten.

Da geschah es, was einem mysteriösen Gesetz zufolge zwischen Mensch und Mensch immer zu geschoben pflegt; der Verstummelte sah zu dem anderen Vereinsamten hinüber, sekundenlang haften ihre Blicke ineinander, ohne daß ein anderer Ausdruck darin lag als der völliger Indifferenz. Darauf wandten sich beide voneinan-

mus der Entfernungsbühung, der alle hundert Meter fixierte. Die Abstände feststellend, hatte er mit klopfendem Herzen gezählt: 6900... 800... 700... Oh, er erinnerte sich ganz genau! Bei 6700 Metern kommandierte er: „Feuer!“ Die Erde hatte um ihn gebebt und durch das Fernglas sah er ein mit Rauch vermishtes Aufwogen des Wassers, das sich mit den Feuerblitzen des Feindes vermengte.

„Die Italiener richteten alle ihre Geschütze auf uns. Einer der ersten Treffer schlug unter unserer Kommandobrücke ein. Ein Granat splitter geräuschlos mit das Knie, ein anderer den Kiefer...“

„Was hast du Nächstes durchgemacht?“

Der Oesterreicher suchte die Achseln, wie einer, der weiß, daß es nichts nützt, über sein Unglück groß zu reden.

„Auf die Nachricht, daß ich schwer, vielleicht tödlich verwundet sei, starb meine betagte und kranke Mutter! Meine Braut — und kann ich es ihr verargen? — schickte mir einen regelrechten Abschiedsbrief, verließ Wien... Das ist alles, mein Freund!“

Das Orchester spielte einen geräuschvollen Fortritt. Unterm Schutz der Zeitung spähte der Italiener hinüber zu dem Mann, dessen Krüppeltum und verzerrte Maske er veranlaßt hatte... Abgelegt war die Kriegsuniform, die Willen und Denken so lange erhitzt, bis ihr Träger sich nur noch sagt: „Ich oder du, du oder ich!“

Er war jetzt wieder ein friedliches Geschöpf geworden, ihn schauderte vor diesem Bild der Zerstörung und des Jammers. Gesund an Leib und Seele, vermag man ohne große Betrübniß an jene zu denken, die man niedermehelt oder nicht vermehren läßt. Der Tod wird in diesem Fall

gleichsam ein Abstraktum: weder eines Gesichtes noch einer Stimme achtet man und vor allem schwindet jeder Gewissensvorwurf. Aber wenn

man als eine der tollsten Kapriolen unserer launenreichen Menschenlebens bezeichnen muß.

War es Pflicht gewesen? Gewiß!

Letzte Notwendigkeit des Krieges? Gleichfalls...! Raubt der Krieg alles Mitgefühl?... Zweifellos!... Aber das war weitestweit, spurlos verschwunden. So sehr er sich mühte — er fand nicht dahin zurück und konnte das Damals nicht mehr heraufbeschwören. So kann ein vom Fiebertraum Geheilener sich seiner Delirien nicht mehr entsinnen. Die schreckliche Gegenwart aber war da: das Menschenwrad, das er verurteilt hatte. Und er empfand eine unerträgliche Qual, der er keinen Namen zu geben wußte.

Er legte das Journal beiseite. Wieder begegnete er dem Bild seines Opfers, er konnte darin ein kaum wahrnehmbares Aufblitzen erkennen, das rasch verlosch in einem unerklärlich vertorrenen Ausdruck. Verbös wankte der Gast dem Kellner, zahlte, stand auf und wollte rasch der Türe zustreben. Aber die Krücken des Oesterreichers hielten ihn zwischen zwei Stühlen auf. Er streckte die Hände nach ihnen aus, zog sie wieder zurück, stand unentschlossen da: „Bitte!“ sagte er zu dem Verwundeten. Dieser sah ihn erstaunt an, richtete sich mühsam hoch, um die Krücken zur Seite zu schieben.

Er entfernte sich mit einem eiligen „Danke schön!“ Gepfecht kam es von seiner Kehle.

Verwundert blickten der Deutsche und der Oesterreicher ihm nach.

„Ein ungeschickter Mensch!“ jagte der Verwundete. Und das vom Schicksal heraufbeschworene, stumme Schauspiel ging in einer wüsten Forttrittsmusik unter.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Johannes Kunde.



Der Italiener spähte hinüber zu dem Mann, dessen Krüppeltum und verzerrte Maske er unter seinem Kommando veranlaßt hatte!

man dann mitten im Leben des Friedens, im erhellten von vergnügten Menschen wimmelnden Saale, wo Tanzweisen erklingen — wenn man da neben einen Mann zu sitzen kommt, der von seiner Verletzung spricht, von der in einem Leidensabgrund geschleuderten Existenz — und dieser Mann weiß nicht, daß sein Verstummen vor ihm steht und ihm zu-

Das Lied vom Hunger.

Ein Mann gar sehr am Hunger litt; wo er auch ging, auf Schritt und Tritt, der Hunger, der ging mit.

Er ließ ihn keinen Tag allein; trotz selbst ins Bett zu ihm hinein und ließ den Armen jähren.

Der Arme sloh und eilte sehr; der Hunger, der ließ hinterher und quälte ihn noch mehr.

Und was der Arme auch erkann, er doch dem Hunger nicht entrann, der arme Mann.

Verzweifelt drehte er sich um und drehte ihm den Hals herum. Da war der Hunger stumm.

Erich Grisar.

Mein Besuch bei Edison.

Von Anton Tschekow.

Ich besuchte Thomas Edison. Er ist ein sehr lieber und anständiger Kerl. Alle seine Zimmer sehen geümt voll Telephone, Mikrophone, Phonographen und dergleichen mehr „Phone“.

„Ich bin Russe!“ stellte ich mich Edison vor. „Habe schon viel von Ihren Talenten gehört. Ihre Erfindungen sind zwar noch nicht in den Lehrplan unserer Mittelschulen aufgenommen, nichtdestoweniger aber wird Ihr Name in den Zeitungen unter „Bemischtes“ häufig erwähnt.“

„Das freut mich sehr, doch mache ich Sie von

vornherein darauf aufmerksam, daß ich Ihnen wahrhaftigen Gottes kein Geld pumpen kann!“

„Oh, ich bitte Sie auch nicht darum!“ Ich war ganz verlegen über diese unerwartete Ehrenkränkung.

„Sie entschuldigen, doch habe ich gelesen und gehört, daß es eine nationale Eigentümlichkeit der Russen sei, jedermann anzupumpen.“

„Aber ich bitte Sie!“ — — —

„Aber ich bitte Sie wie eine Weile da.“

„Nun, was haben Sie Schönes erfunden?“ fragte ich. „Sicher eine Teufelsmenge von allerhand Dingen! Was ist denn zum Beispiel dies hier für ein Anhängerchen?“

„Das ist ein Gastronomophon. Vor diese Öffnung hier stellen Sie eine glühende Kohle... drehen dieses Schränkchen auf, drücken auf dies Ding hier, erhalten den Strom ein — und hundert bis zweihundert Meilen von hier entfernt entsteht ein Spiegelbild dieser Kohle in vergrößertem Maßstab und auf dem Spiegelbild können Sie alles, was Sie nur wünschen, kochen und braten.“

„Ah... was Sie nicht sagen! Und was ist das hier?“

„Das ist für Reisende ein ganz unentbehrliches Ding. Ich empfehle es Ihrer Beachtung. In unserem Gelde kostet es nur einen Rubel, in Ihrem — drei. Angenommen, Sie reisen aus Rußland nach Amerika und lassen Ihre Frau zu Hause. Sie befinden sich ein, zwei, drei Jahre auf Reisen... Wer garantiert Ihnen dafür, daß Ihnen unterwegs nicht der Wunsch kommt, einen Sohn zu haben, dem Sie Ihren guten

Namen vererben könnten? Sie brauchen dann nur sich vor diesen Draht zu stellen, einige Manipulationen vorzunehmen — und schon am nächsten Tag erhalten Sie ein Telegramm: Sohn geboren.“

„Bei uns in Rußland, Thomas Zwanowitsch, macht man das viel einfacher. Man fährt nach Amerika und läßt einen Hausfreund zurück. Ein Telegramm bekommt man selbstverständlich nicht; lehrt man aber nach Hause zurück, so findet man nicht nur ein, sondern gleich drei bis vier Kinder vor, die einem „Guten Tag, Papachen!“ sagen. So wurde bei uns ein Arzt zu einer wissenschaftlichen Dienstreise ins Ausland beordert, und als er zurückkam, hatte er neun Töchter.“

„Und was tat er?“

„Gar nichts! Er fand eine wissenschaftliche Erklärung dafür: Schlimmerepithel, Blaudruck und noch allerhand. Und was ist das hier für eine Mantiphonie?“

„Das ist eine Platte zum Gedankenlesen. Man braucht sie bloß an die Stirn der Versuchsperson zu halten, den Strom einzuschalten — und schon sind die Geheimnisse enthüllt.“

Bei uns in Rußland wird das übrigens viel einfacher gemacht. Man greift in den Schreibstisch, öffnet zwei bis drei Briefe — und alles liegt klar auf der Hand.“

Auf diese Weise besichtigte ich alle neuen Erfindungen Edisons. Meine Lobreden gefielen ihm derartig, daß er beim Abschied es sich nicht nehmen ließ, zu mir zu sagen:

„Ach Gott, ja, ich will mal nicht so sein! Hier gebe ich Ihnen etwas Geld auf Pump!“

Der ausgediente Torero.

Von Blasco Ibanez.

Die gesammelten Romane des jüngst verstorbenen großen spanischen Dichters und politischen Revolutionärs Blasco Ibanez beginnen bei Drell Köhler in Zürich und Leipzig in deutscher Sprache zu erscheinen. Aus dem ersten Bande dieser Ausgabe, dem berühmten Stierkämpferroman „Die Arena“, geben wir hier mit Erlaubnis des Verlags eine besonders schöne Stelle wieder, die einmal nicht von den üblichen Trümpfen der Toreros erzählt.

Ein weißhaariger Mann näherte sich, um den Ma'ador ehrerbietig zu grüßen. Seit vielen Jahren mit der Säuberung der Plaza betraut, hatte er alle berühmten Matadore seiner Zeit gekannt. Er ging ärmlich gekleidet, doch manchmal blühten an seinen Fingern echte Ringe, und um sich zu schneuzen, holte er aus den Tiefen seiner Bluse ein kleines Spizentafchentuch hervor, dem noch ein letzter feiner Duft entströmte.

Niemals klagte er über die gewaltige Arbeit, zu der er nur ein halbes Dutzend Gassenjungen heranzog, die dafür am Sonntagnachmittag hinter einem zum Patio führenden Gitter der Corrida zusehen durften.

Bei der Verteilung der Arbeit ging der Alte sehr geschickt vor. Die kleinen Bengel mußten die von Apfelsinenschalen und Papierhüllen überschwemmten Tribünen auf der Sonnenseite säubern.

„Vorsicht mit dem Tabak!“ ermahnte er sie. „Wer einen einzigen Zigarrenstummel behält, darf am Sonntag nicht zur Corrida.“

Er selbst aber widmete sich geduldig wie ein Schatzgräber den Logen, um manchen schönen Fund in seine Tasche verschwinden zu lassen — Fächer, Ringe, Taschentücher, Münzen — alles, was eine Invasion von vierzehntausend Menschen zurückschlägt. Eine Gevatterin, die eine kleine Pfandleihe in der Vorstadt besaß, besorgte alles weitere. Doch auch die Zigarrenstummel wurden zu Geld. Zer Schnipfelt und an der Sonne getrocknet, verkaufte er sie als „Sonderauslese“ an feste Abnehmer.

Gallardo, der für seinen Gruß mit einem freundlichen Nicken gedankt hatte, schenkte ihm eine seiner Havannas.

Als der Espada in den Hof zurückkehrte, bemerkte er einen hochgewachsenen, mageren Mann von dunkelbrauner Gesichtsfarbe, dessen Haar schon weiße Fäden durchzogen.

„Pescadero!“ Was machst du denn hier?“ rief Gallardo, aufrichtig erfreut die Hand des ehemaligen Toreros schüttelnd, der in seiner Jugend glorreiche Stunden erlebt und sich, auf den südamerikanischen Plazas mehrfach verwundet, mit seinem ersparten Geld eine Weinschenke in Madrid gekauft hatte.

„Was soll man machen?“ antwortete der melancholisch. „Die alte Liebe zum Handwerk treibt mich manchmal her.“

Und das war der große Pescadero, der so oft des kleinen Gallardos Bewunderung erregte, wenn er im Samthut, weinsfarbenen Fächchen und bunter Seidenbinde, unter dem Arm einen elfenbeinernen Stod mit goldenem Knopf durch die Straßen Sevillas schritt? Ein gewöhnlicher, von allen vergessener Kneipwirt!

„Komm und sieh dir mein Lokal an, wenn du nichts anderes vorhast.“ bat er Gallardo, der ihm bereitwillig folgte.

Wie alle anderen zeigte seine Taverne eine rotangestrichene Front, auch Vorhänge von der gleichen Farbe. Ein Fenster war mit panierten Koteletts, kaltem Geflügel und Essiggurken dekoriert. Drinnen standen vor einem mit Flaschen und Fächchen beladenen Schanktisch aus Zink runde Tische und hölzerne Schemel. An den Wänden hingen zahl-

reiche Buntdrucke, aufregende Kampfszenen berühmter Toreros.

„Bring zwei Glas Montilla!“ rief der Pescadero einem jungen hinter dem Vadenstisch stehenden Manne zu, der Gallardo vertraulich zulächelte.

„Den kenne ich doch,“ meinte der Matador, aufmerksam das Gesicht und den leer von der Schuler herabbaumelnden rechten Kermel mustern.

„Natürlich kennst du ihn,“ unterbrach der Wirt. „Es ist Pipi.“

Mit dem Spitznamen kam Gallardo sofort die Erinnerung, wie diesem tapferen Burschen, der seine Banderillas meisterhaft anbrachte, eines Tages auf der Plaza von Madrid ein Toro den einen Arm zerschmetterte.

„Da ich kinderlos bin,“ fuhr der Pescadero fort, „habe ich ihn nach dem Tode meiner Frau zu mir genommen und betrachte ihn als meinen Sohn. Auch im Unglück kann man sich ja ein bißchen gutes Herz bewahren, stimmt's? Aber glaube mir nicht, daß es uns besonders gut geht. Schlecht und recht schlagen wir beide uns durch, dank den alten Kameraden, die hier nachmittags ihr Spielchen machen. Am meisten hilft uns noch die Schule.“

Gallardo lächelte. Er hatte von dieser Stierkämpferschule des ehemaligen Espadas schon reden hören.

„Was willst du, mein Junge!“ meinte der, sich halb und halb entschuldigend. „Man muß sich zu helfen wissen. Meine Schüler verzehren mehr als alle meine Stammgäste zusammen. Und seine Leute kommen: Senoritos, um sich als Amateure auszubilden; auch Ausländer, die in der Begeisterung für Corridos fest an ihr Talent zum Torero glauben. Augenblicklich habe ich einen Franzosen, der jeden Nachmittag Unterricht nimmt. Komm und sieh es dir an.“

Neugierig geworden folgte ihm Gallardo quer über die Straße zu einem eingezäunten Grundstück, über dessen Tor ein mit Teer beschriebenes Schild hing. „Escuela de Tauromaquia.“

Das erste, was Gallardos Aufmerksamkeit erregte, war der Stier: ein auf Nädern laufendes Tier aus Holz und Weidengeflecht, mit einem aus Berg fabrizierten Schwarzstrohgeflochtenem Kopf, einem runden Stück Kork an Stelle des Halses und ein paar echten Riesenhörnern, die den Schülern Entsetzen einflößten.

Inmitten des Hofes stand in Hemdärmeln, hochrot im Gesicht, ein corpulenter Herr mit gestäubtem weißen Schnurrbart. Seine Hände umkrampften zwei Banderillas. Seitwärts saß, die Arme gekreuzt, eine umfangreiche Dame, die nach jedem Gang so lebhaft applaudierte, daß die Rosen auf ihrem Hut zusammen mit den falschen Locken mutwillig hin- und heranzien.

„Die beiden sind schon überall in der Welt herumgekommen.“ klärte der Pescadero seinen Freund auf. „Wie er mir erzählte, hat er in Afrika Bergbau betrieben, auf den Südseselseln Plantagen bearbeitet und in Amerika wilde Pferde mit dem Lasso eingefangen.“

Jetzt will er mit Gewalt Torero werden. Denk dir, mit der Figur! Und dabei ist er gut und gern seine fünfzig Jahre alt. Aber er zählt anständig!“

Als der Schüler die beiden Männer bemerkte, ließ er die erhobenen Arme sinken. Auch die Dame im Rosenhut zupfte schnell das Kleid zurecht.

„Oh, cher maitre!“

„Guten Tag, Mossiu . . . schönen guten Tag, Madame,“ begrüßte sie, den Hut lüftend, der Wirt. „Bitte weiter, Mossiu, aber vergessen Sie nicht, was ich sagte: ganz ruhig stehen bleiben, den Stier zum Anlauf reizen und kommen lassen. Sieht er vor Ihnen, werfen Sie den Körper zur Seite, wobei Sie ihm gleichzeitig die Banderillas rechts und links in den Nacken stoßen. Sind Sie fertig? . . . Achtung!“

Das letzte Wort galt dem Toro oder vielmehr dem Burschen, der, mit den Händen am Hinterteil des fürchterlichen Tieres, bereitstand.

„Geeh! . . . Vorwärts, Brauner!“

Mit schauerlichem Gebrüll und wütendem Stampfen reizte der Pescadero das wilde Tier, das räderastelnd näher brauste. Und auch die berühmteste Jucht hatte noch nie einen Toro erzeugt, der sich mit diesem hier an Intelligenz messen konnte. Beim Schüler angelangt, schwenkte er ein wenig zur Seite, um ihn ja nicht mit den Hörnern zu berühren, und zog sich dann mit den beiden Banderillas im Korkhals langsam wieder zurück.

Lauter Beifall ertönte, während der Banderillero, der auch nicht einen Zoll breit zur Seite gewichen war, sich Hosenräger und Manschetten wieder in Ordnung brachte.

„Meisterhaft, Mossiu!“ rief sein Lehrer.

„Kein Matador könnte es besser machen.“

„Ich habe eben das, worauf es ankommt: Mut, sehr viel Mut,“ antwortete Mossiu bescheiden und ließ eine neue Flasche Wein — die vierte — bringen.

„Salud! Noch ebe zwei Monate um sind,“ sagte der Pescadero ernst, „stehen Sie auf der Plaza von Madrid und Beifall. Geld und — mit Ihrer Erlaubnis, Madame — Frauen, alles gehört Ihnen.“

Gallardo brach auf, von seinem Freund bis ans Ende der Straße begleitet.

„Adios, Juan,“ verabschiedete sich der Pescadero. „Jetzt weißt du, wohin es mit mir gekommen ist. Von solchem Schwindel und Hanswursterei muß man leben! . . .“

Die Letzten ihres Stammes

Die letzte Wandertaube, die es in der Welt gab, starb vor einiger Zeit in hohem Alter im New Yorker Zoologischen Garten; sie war die einzige Ueberlebende eines Stammes, der noch vor 50 Jahren so zahlreich war, daß seine Schwärme den Himmel verdunkelten und die Zweige der Bäume durch ihre Last zerbrachen. Dieses Beispiel ist eine besonders bezeichnende Warnung, mit der Ausrottung der Tiere einzuhalten, die immer mehr Arten bedroht. Der amerikanische Büffel oder Bison ist dem Schicksal der Wandertaube nur mit knapper Not entgangen. Nachdem die riesigen Büffelherden, die die Prärien Amerikas bewässerten, fast vollständig vernichtet waren, hat die kanadische Regierung für die wenigen Ueberlebenden ein Schutzgebiet im Wainwright Park eingerichtet, und dort vermehren sich diese Tiere, die einst ein Wahrzeichen der Neuen Welt bildeten, in steigendem Umfang, und die zunächst kleine Herde ist jetzt bereits wieder auf 8000 Stück angewachsen. Ein noch prachtvolleres Tier, der

europäische Büffel oder Wisent, der einst die edelste Jagdbeute der alten Germanen war, wurde bis vor dem Kriege auf dem Kontinent wenigstens noch in Polen und Oberschlesien in freier Wildbahn gehalten. Aber der Krieg und die nachfolgenden Wirren haben diesen Tieren ein Ende bereitet, und der einzige Ort, wo der Wisent heute noch in wenigen Exemplaren in Gefangenschaft lebt, ist der Wildpark des Herzogs von Bedford zu Woburn, wo sich die Tiere vermehren und daher vielleicht gerettet werden können. Die Elefantenrobbe von Guadeloupe findet sich nur auf dieser Insel und sonst nirgends. Auch dort gibt es nur noch wenige dieser eigenartigen Tiere, und wenn nicht Schutzmaßnahmen ergriffen werden, so wird die Welt bald den letzten Vertreter dieser Gattung verloren haben. Die Meerotter von Alaska, ein schönes und anmutiges Tier, dessen Fell wohl die herrlichsten Pelze der Welt liefert, ist von den Pelzjägern so unbarmherzig verfolgt worden, daß sie fast völlig ausgerottet ist. Sie ist die einzige Otter, die noch im Meerwasser lebt, und es besteht sehr wenig Aussicht, daß sie noch erhalten werden kann. Auf den Galapagosinseln in der Nähe der Nordwestküste von Südamerika findet man die Riesenschildkröte, die unter allen bekannten Tieren das längste Leben haben soll. Diese tragen Riesen sind die letzten Ueberlebenden einer Art, die sich aus fernen Urzeiten bis in unsere Gegenwart erhalten hat. Aber da jetzt wilde Hunde in großen Rudeln die Inseln bevölkern und die Eier sowie die Jungen dieser Tiere fressen, so werden sie immer weniger zahlreich, und die Zeit ist nahe, da sie völlig von der Erde verschwunden sein dürften. Eine merkwürdige Möwenart, die an der Küste des Stillen Ozeans lebt, ist erst kürzlich von den Eierräubern ganz ausgerottet worden, und das große Walross ist der Gier der Jäger im nördlichen Stillen Ozean zum Opfer gefallen.

Wer weiß das?

Die erste Uhr, die ein richtiges Uhrwerk aufwies, ist um das Jahr 1000 von einem französischen Mönch mit Namen Gerbert erfunden worden; bis dahin kannte man nur Sonnenuhren.

Sicherheitsnadeln gab es schon vor zwei Jahrtausenden. In Mittelfranken wurden kunstvoll gearbeitete Nadeln gefunden, die aus der Zeit um 500 v. Chr. stammen.

Aus elf Kubikfuß Wasser werden zwölf Kubikfuß Eis.

Im Indischen Ozean zwischen Madagaskar und Indien liegen 15.000 Inseln, auf denen es nicht ein einziges menschliches Wesen gibt. Diese Inseln sind nicht groß. Einige haben nur einen Flächenumfang von ein bis zwei Hektar, andere sind fünf bis acht Kilometer lang und einen Kilometer breit. Ein Teil der Inseln besteht aus Granitfels, die sich schroff aus dem Meere heben, mit Urwald bedeckt und wenig fruchtbar.

Das Eisen ist das wichtigste und auch am meisten verbreitete Metall; ohne Eisen gäbe es kein rotes Blut, kein grünes Blatt, die braune oder gelbliche Farbe des Bodens, die rote der Ziegel rühren ebenfalls vom Eisen her.

Die Apfelsine ist südchinesischen Ursprungs. Aber schon vor mehreren tausend Jahren kam sie nach Indien und von da so allmählich in das südliche Europa. Der erste Apfelsinenbaum in Europa wurde Mitte des 16. Jahrhunderts in Lissabon gepflanzt.

Gebanten-Splitter.

Aus Gottfried Kellers Werken.

In Zeiten des Umschwunges, wenn ein neuer Geist umgeht, hat die alte Schale des gewohnten Rechtes keinen Wert mehr, da der Kern heraus ist, und ein neues Rechtsbewußtsein muß erst erlernt und angewöhnt werden, damit „rechtlich am längsten währe“, das heißt, so lange der neue Geist lebt und währt, bis er wiederum veraltet ist und das Auslegen und Zanken um die Schale des Rechts von neuem angeht.

(Frau Regel Amrain und ihr Jüngster.)

Habt ihr noch nie gesehen, wie einen gleichgültigen Mann, der an nichts in der Welt teilnehmen möchte, als was seinen Bauch angeht, diese Teilnahmslosigkeit noch stets zur Selbstverachtung führte? Das heißt, um seine Lafter, wie er meinte, zu beschönigen, jagte er zuletzt: Es ist eben mit allem nichts und mit mir auch nicht! Gerade so endete die träge Teilnahmslosigkeit eines Volkes immer mit der Mißachtung seiner Einrichtungen und mit dem Verluste seiner Freiheit.

(Der Wahltag.)

Allerlei.

Lebt der Mars? Schon der berühmte Astronom Schiaparelli in Italien deutete aus dem fast unveränderlichen Liniennetz der sogenannten Marskanäle die Existenz intelligenter Wesen auf unserem Nachbarplaneten. Er behauptete, daß die Kanäle das Schmelzwasser der Polar-Eisflappen nach den dürren Flächen des verhältnismäßig wasserarmen Mars leiteten, und so der landwirtschaftlichen Kultur und dem Leben der Marsbewohner überhaupt dienen. Diese Ansicht ist später, besonders heute, stark umstritten worden. In den letzten zwei Jahren haben zwei Gelehrte auf der bekannten amerikanischen Sternwarte des Mount Hamilton sich eingehend mit dem Studium des Mars befaßt. Durch viele wertvolle Photographien in dem Hölligen Refraktor konnten sie u. a. das Vorhandensein von Wolken über der Marsoberfläche feststellen, die den Wolken unseres Luftmeeres vollkommen ähnlich sind. Sie glauben daher, daß auch die Atmosphäre des Mars ein Leben von allerlei Wesen und Pflanzen auf der Oberfläche unseres Nachbarplaneten ermöglicht.

Die Leute haben Sorgen. In der „Chronique des Gens de lettres“ wurde kürzlich, wie die „Literarische Welt“ zitiert, mitgeteilt, daß das schwerste Buch der Welt die „Geschichte von Jihata“ sei, die ein Erzherzog Salvator von Habsburg am Anfang dieses Jahrhunderts veröffentlicht hat. Das Buch ist in graues Leinen gebunden, trägt einen Titel „Barga“, und umfaßt 475 Seiten von 50 Zentimeter Länge und 37 Zentimeter Breite. Die Illustrationen sind farbig, Spezialzeichnungen und Aquarelle; sie stellen antike Denkmäler, Landschaften, Familienbilder dar. Das ganze Buch wiegt 48 Kilogramm. Es wurden von diesem Werk bei Mercury in Prag 100 Exemplare in deutscher, italienischer und griechischer Sprache auf Luxuspapier gedruckt. Die Auflage soll 300.000 Kronen Friedenswährung gekostet haben. Uebrigens wurde das Buch nur für gekrönte Häupter aufgelegt.

Welches sind die zähesten Menschen? Nach der Ansicht von Völkerkundigen muß man die Chinesen als den zähesten Menschenschlag bezeichnen, obgleich sie meist hager und schwächling

aussehen. In den körperlichen Arbeiten sind die Chinesen die leistungsfähigsten. Auf den Ozeandampfern arbeiten die Chinesen als Heizer sogar in den Tropen 12 Stunden lang und befinden sich wohl dabei, während deutsche und englische Heizer, die nur 8 Stunden arbeiten, krank und dienstunfähig werden.

Weiteres.

Englischer Humor.

Der Sohn, der eine Schauspielerin liebt: „Vater, sie ist ein Engel! Ich bete sie an und ich dulde nicht, daß du auch nur ein Wort sprichst, das sie kränken könnte!“ „Fällt mir ja auch gar nicht ein, mein Junge“, sagte der Vater, „als ich so alt war wie du, habe ich sie auch so angehimelt!“

„Hast du schon einmal ein Eisenbahnunglück erlebt?“ „Ja, als ich einmal auf einer Fahrt durch einen Tunnel den Vater statt der Tochter küßte!“

Während der Visitationen einer Sonntagsschule richtete der Vikar die Frage an die Klasse: „Wenn alle guten Menschen weiß und alle bösen Menschen schwarz wären, für welche Farbe würdet ihr euch entscheiden?“ Die meisten Schülerinnen wählten natürlich die weiße Farbe, aber es fehlte auch nicht an Mädchen, die der schwarzen den Vorzug gaben. Den Vogel schloß aber die kleine Mary ab, die erklärte: „Ich möchte scheidig sein.“

Ein Londoner Rechtsanwalt empfing den Besuch eines Chinesen, und es entspann sich folgendes Zwiesgespräch: „Ihr seid Rechtsanwalt?“ „Ja, womit kann ich Ihnen dienen?“ „Seid Ihr ein guter Rechtsanwalt?“ „Ich will es hoffen.“ „Wieviel kostet es, wenn Ihr einen Chinesen, der einen anderen umgebracht hat, frei bekommt?“ „Ich pflege für die Verteidigung einer Person, die des Mordes angeklagt ist, rund hundert Pfund zu berechnen.“ Einige Tage später sprach der Mann wieder in der Sprechstunde vor, legte eine Hundertpfundnote auf den Tisch und sagte grinsend: „Alles in Ordnung, jetzt habe ich ihn umgebracht!“

Als ich nach London kam, hatte ich nur einen Schilling in der Tasche. Damit habe ich meine Karriere begonnen. — „Und was tatest du mit diesem Schilling?“ — „Ich telegraphierte nach Hause, mir mehr zu schicken.“

Rätsel-Ged.

Abban.

Ein freundlich Städtchen im Tiroler Land, am Bodensee gelegen. — Und nimmst du ihm nun Kopf und Fuß, dann kommt's zu Niederstschlägen. — Verfiehl' mit Mantel dich und Schirm, ich rat's dir, merk dir das. — Das Städtchen ohne Kopf und Fuß macht dich sonst schrecklich naß.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbensuchrätsel: Schiffs(wer)st, Fangsch(nur), Se(m)iten, (H)offensib(al), (M)ahnungen, Jagd(g)efährte, W(in)stl, (W)ei(n)glas, Wirt(s)l(weg, W)ander(n), (G)at(h)or, (F)ra(d)ie(n), (M)ri(ad)ne, Sch(m)ut(h)onkurturz, (Z)um(h)utung, Wa(g)enpark, Fisch(s)ei(m), Verke(h)r(m)it(t)el. — Wer nur mit Hoffnung fährt ins Weite, der hat die Armut zum Geleite.